

Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 31 (1955-1956)

Heft: 6

Artikel: Ich wäre am liebsten im Erdboden versunken : eine neue Rundfrage :
die Antworten

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072305>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

*Ich wäre am liebsten in den Erdboden
versunken.....*



DIE ANTWORTEN

Der weiche Foltersitz

Ich wurde von einem kleinen Verein eingeladen, an einer Abend-Veranstaltung teilzunehmen, an der ein bekannter schweizerischer Schriftsteller aus eigenen Werken vorlas. So gern ich diesen Autor gehört hätte, lehnte ich anfänglich diese Einladung ab, denn ich war damals Patient, und das lange Sitzen strengte mich enorm an. Da man mir aber eine bequeme Sitzgelegenheit in Aussicht stellte, sagte ich schließlich doch zu. Ein schöner, roter Plüsch-Fauteuil stand dann wirklich bereit, als ich den Saal betrat. Ich machte es mir bequem darin und fand es rührend, daß der Wirt des Lokals mir dieses wohl aus seiner guten Stube stammende Möbel zur Verfügung gestellt hatte.

Es fiel mir nur auf, daß mich viele erstaunte Blicke trafen und da und dort etwas getuschelt wurde. Wahrscheinlich, weil es auch ältere Leute dabei hatte, die auf harten Stühlen um unsern Tisch herum sitzen mußten. Mir war nicht ganz wohl bei der Sache, und ich war froh, als endlich der Autor aufstand und in seiner urchigen Art uns Gedichte vortrug.

Schlagartig wurde mir dann aber plötzlich bewußt, daß der weiche, rote Plüsch-Fauteuil für den betagten Dichter Alfred Huggenberger bestimmt gewesen wäre. Gottlob kam gleich nach Schluß des Vortrages mein Taxi, der mich aus dieser peinlichen Situation erlöste.

* * *

Die leichtgeschürzte Madame

An einem heißen Sommernachmittag kam ich mit meinen drei Kindern und meinem jungen Welschli vom Baden nach Hause. Durch ein Mißgeschick mußte ich Shorts und Büstenhalter meiner Tochter anziehen; darüber einen Strandrock.

Eben war ich im Badezimmer, um mich umzuziehen, als es an der Türe klingelte. Eines der Kinder öffnete. «Muetti, chum schnäll.»

Die Situation in meinem Korridor sah folgendermaßen aus: Mein kleiner Sohn und ein Töchterchen splitternackt, die andere Tochter in Bikinis und die Mutter in Shorts und «Büha». An der Türe ein älterer Herr in Schwarz. Es war ein Pfarrer aus Lausanne, der sehen

wollte, bei was für einer «Madame» sein Schützling sei. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie Shorts getragen. In diesem Auf- oder Auszug mußte ich dem würdigen Herrn Pfarrer ins Wohnzimmer vorangehen.

* * *

Weltbekannt

Vor vielen Jahren benutzte ich die Gelegenheit, anlässlich eines vorübergehenden Aufenthaltes in Südamerika, in Lima einen internationalen Kongreß meines Fachgebietes zu besuchen. Aus der Teilnehmerliste sah ich, daß ich der einzige Vertreter aus der Schweiz war.

Meine Überraschung war nicht klein, als ich anlässlich der sehr feierlichen Eröffnung vom Präsidenten besonders begrüßt wurde. «Es ist uns», sagte der Vorsitzende, «eine ganz besondere Ehre, einen Vertreter aus der Schweiz unter uns zu haben, der das höchste Ansehen bei den Fachkollegen der ganzen Welt besitzt.»

Ich hatte kürzlich in der führenden Fachzeitschrift einen Beitrag publiziert, der mir einige Anerkennung, auch von ausländischen Kollegen, einbrachte. Daß mich diese Arbeit aber weltberühmt gemacht hätte, übertraf meine kühnsten Erwartungen.

Geschmeichelt erhob ich mich und verbeugte mich unter tosendem Applaus nach allen Seiten. Plötzlich mußte ich zu meinem Entsetzen feststellen, daß Begrüßung und Beifall gar nicht mir gegolten hatten, sondern einem anderen schweizerischen Wissenschaftler, der wirklich weltberühmt und Nobel-Preisträger war. Der Betreffende war im letzten Moment zur Eröffnung erschienen und saß zwei Reihen hinter mir.

* * *

Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort

Mein Freund und ich saßen in einem Café und diskutierten leidenschaftlich. Mein Hund lag unter dem Tisch.

Nachdem sich mein Freund verabschiedet hatte, holte ich mir eine Zeitung. Auf dem Weg zu meinem Tisch grübelte ich noch immer über das umstrittene Thema nach. Ich wurde ziemlich ärgerlich, als ich auf meinem Stuhl eine große Markttasche und einen Regenschirm liegen sah, während über dem zweiten Stuhl eine gestrickte Jacke hing. Neben dem Tisch stand

eine Dame, der ich etwas erobert Tasche und Regenschirm in die Hand drückte und erklärte, daß der Platz hier besetzt sei, das könne man doch schon daran sehen, daß eine Tasse Kaffee auf dem Tisch stünde. Zur Bekräftigung meiner Worte trank ich die ganze Tasse in einem Zug aus.

Als ich die Tasse wieder hinstellte, sah ich plötzlich unter dem nebenstehenden Tisch meinen Hund liegen, und auf dem Marmor stand meine eigene Tasse Kaffee. – Ich hatte mich an einen falschen Tisch gesetzt.

* * *

Das berühmte Pavia

Was mein Primarlehrer und mein Pfadiführer vergeblich versuchten, mein neuer Ferienberuf als Reiseleiter brachte es zustande; wenigstens meinte ich es: ich lernte Kartenlesen und Schätzen und Messen. Bald konnte ich anhand der Zeitabstände erraten, wo wir gerade waren und in zwei Stunden sein würden. Zuerst versicherte ich mich beim Chauffeur, dann aber verließ ich mich kühn auf mich selber – und fuhr ein paar Mal gut damit. Doch als wir am Ende der Reise schon beinahe zwei Stunden von Genua entfernt und auf dem Wege nach Mailand waren, da geschah das Unvermeidliche: die prächtige Kirche von Tortona stellte ich als die einzigartige Kathedrale von Pavia vor. Ich gab das eben über Pavia Gelesene zum besten und verbreitete mich über Geschichte und Bedeutung der Stadt Pavia. Auf der Ebene dort drüben sei das Schlachtfeld gewesen, auf dem die Spanier die Franzosen besiegten und eine zweihundertjährige grausame Herrschaft über Oberitalien einleiteten. Und auf der andern Seite sei das historische Zentrum der Wissenschaft und Kultur, in welchem schon Theoderich zum König gekrönt worden sei: der berühmte Duomo von Pavia. Meine Gäste fanden alles sehr interessant und sehenswert und der Chauffeur mußte seine Fahrt verlangsamen, wer weiß, vielleicht konnte man auf dem berühmten Schlachtfeld noch Totenköpfe sehen.

Im blauen Buch hieß es, Pavia hätte 130 000 Einwohner; ich wollte mich soeben darüber verbreiten, wie erstaunlich es doch sei, daß in diesen wenigen Wohnquartieren so viele Menschen lebten: so etwas sei doch nur in Italien möglich und in Spanien, ja in Spanien, im Mittelmeerraum, bei den Mittelmeervölkern und

ihrer Straßenkultur. Ich war, wie gesagt, drauf und dran, diese tiefschürfenden Zusammenhänge am Mikrophon auf drei Sprachen bekanntzugeben, als ich rechts am Rande der Straße eines weißen Steins gewahr wurde, auf dem eine Entfernung markiert war. Ich glaubte meinen Augen nicht zu trauen, denn ich las: «a Pavia 32 chilometri». Ich wartete den nächsten Distanzstein ab; denn es hätte ja heißen können «da Pavia 32 chilometri» (Pavia 32 km hinter uns). Ich täuschte mich leider nicht: der nächste Distanzmesser zeigte 30, der übernächste 28 km. Jede Minute rückten wir einen Kilometer näher an die Unglücksstadt.

Ich erwog die Frage, ob in Anbetracht der Gefährdung meiner Autorität als unfehlbarer Reiseführer und zur Beseitigung einer peinlichen Blamage ein Umweg eingeschlagen werden konnte. Doch hätte es auch einen solchen gegeben, so durfte ich diesen dem Chauffeur niemals zumuten. Statt dessen ließ der Italiener seine Maschine vergnügt auf Hochtouren laufen und brachte uns um so schneller nach Pavia. Da war die Stadt in ihrem echten Glanze und zu meiner Beschämung noch viel größer und prächtiger, als ich es befürchtet hatte. In meiner Not kam zum Glück der rettende Gedanke. Wir überquerten den Ticino und ich verbreitete mich über sein Herkommen und fand ihn auf einmal sehr bemerkenswert. Doch Pavia ist zu groß. Es ließ sich nicht einfach unterschlagen. Wenigstens seinen Namen mußte ich bekanntgeben. Einmal mehr half mir der Guide bleu. Da stand nämlich schwarz auf weiß geschrieben, daß die Römer Pavia zufolge seiner Lage am Ticino einfach Ticinum nannten. Das war des Rätsels Lösung: «Meine Damen und Herren, wir sind in Ticinum!»

Was aber tun, falls die Gäste mir hinter meine Schliche kamen? Das war nun die Frage. Ich fühlte ihre Augen mich von hinten durchbohren. Ich stellte sie mir spöttisch-lächelnd, hämisch-grinsend, ärgerlich-verstimmt, im besten Fall belustigt vor. Ich wagte nicht, mich umzudrehen und doch wunderte es mich sehr, aus ihren Mienen ihre Meinung zu lesen. Gleich wie damals im Kohlenkeller hat die Neugier die Angst besiegt; erst zaghaft, dann bestimmt, entschloß ich mich, der Masse die Stirne zu bieten und – was fand ich? Ich fand sie schlafen den Schlaf der Gerechten, die über alle Wißbegier und Eitelkeit erhaben sind. Nur einer schief nicht, er schmunzelte nur und fügte

gelassen bei: «Un'altra volta tu lo saprai.» (Ein anderes Mal wirst Du es schon wissen.)

* * *

Erraten und zu leicht befunden

Vor nicht sehr langer Zeit war ich bei einem ausnehmend hübschen weiblichen Wesen zu Gast. Es zeigte mir ihre Photoalben; dabei geriet mir ein Bild in die Hände, das eine Gruppe von Männern in Soldatenuniform darstellte.

«Einer davon ist mein Vater; errate, welcher?» lächelte sie.

Ich erwiderte, indem ich scherzend auf die komischste der Gestalten deutete: «Sicher dieses lange Elend mit dem Karottengesicht und dem Zwanzig-nach-acht-Uhr-Maul.»

«Erraten», antwortete sie kalt.

Mit der Gemütlichkeit war es zu Ende.

* * *

Rette nicht, Bari, rette nicht

Es war im Hochsommer in einer hellen Mondnacht, als ich durch halblaute Rufe vor dem Hause und schlurfende Schritte über mir geweckt wurde. Da ich nicht an Geister glaube, schlich ich ans Fenster und brüllte schlaftrunken irgend etwas in die Nacht hinaus, das die Ruhestörer vertreiben sollte. Tatsächlich löste sich ein Schatten von der Hausmauer und verschwand im nahen Gebüsch.

Unterdessen war ich ganz erwacht und faßte sofort den Entschluß, wenigstens auf den Kumpanen des Entflohenen, den ich nun verzweifelt auf dem Dache umherschulufen hörte, Jagd zu machen.

Da unser Haus auf weiter Flur allein steht, und nur eine Straße in der Nähe vorbeiführt, stürzte ich, wie ich war, ins Freie und lief in einer gewissen Entfernung um das Haus herum, um von allen Seiten aufs Dach sehen zu können. Dabei geriet ich auf die Straße und hörte im selben Augenblick Schritte sich nähern. Weil ich keinen Wert darauf legte, zu dieser nächtlichen Stunde in einem solchen Aufzug gesehen zu werden, verschwand ich in einem Gebüsch. Ich ahnte Schlimmes, als ich ein Mädchen mit einem Bernhardiner herankommen sah.

Und wirklich, von diesem Moment an nahmen die Dinge ihren Lauf und brachten mich in eine Situation, der ich wirklich am liebsten

durch Versinken in den Boden entflohen wäre. Selbstverständlich näherte sich das Untier von einem Hund knurrend meinem Busch, hakte seine Zähne, irgendeinem Urinstinkt folgend, in mein Nachthemd und zerrte mich ans helle

Mondlicht. Es kostete mich große Mühe, dem Mädchen klar zu machen, warum ich morgens um ein Uhr im Nachthemd im eigenen Garten in einem Busch liege. Überdies waren die Gefühle, die ich für die abenteuerlustigen Nacht-

Der kleine Familienfilm



Geht zum Kasten, um sein graues Kleid aufzuhängen.



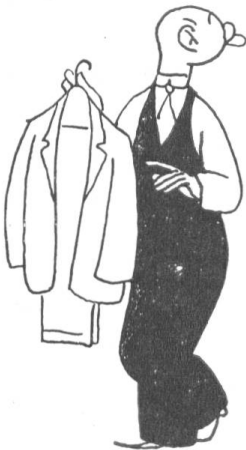
Ruft empört warum man immer seine Kleiderbügel wegnimmt, nicht ein einziger hängt im Schrank.



Kann auch auf der Seite der Frau im Kleiderkasten keine überzähligen Bügel finden.



Findet endlich verfügbaren Kleiderbügel im Schrank von Trudi.



Hat soeben seinen Anzug auf Bügel gehängt, als Trudi ihn zurückverlangt. Sie sagt, sie brauche ihn unbedingt.



Kehrt ins Schlafzimmer zurück und entschliesst sich, jenen Bügel zu verwenden, auf dem jetzt das alte Tricotkleid der Gattin hängt.



Nimmt es vom Bügel, was unglücklicherweise zum Ergebnis hat, dass ein halbes Dutzend weiterer Kleider von den Bügeln auf den Boden gleitet.



Entschliesst sich, da Frau in diesem Moment erscheint, sich hastig zurückzuziehen, und ihr zu überlassen, die Lage zu meistern.

buben hegte (denn um solche handelte es sich, wie ich später erfahren habe), die sich im Fassadenklettern übten, nicht gerade freundschaftlich.

* * *

Der Bettelvogt

Es war ein heißer Mittag im Juli. Da begegnete mir vor dem Spital ein älterer Mann, sauber, aber ärmlich angezogen. Er ging langsam mit kummervollem Gesicht und hielt den Hut vor sich hin mit der Öffnung nach oben.

Eine warme Welle des Mitgefühls erfaßte mich, und spontan legte ich einen Franken in den Hut.

Anstatt sich zu bedanken, stutzte aber der ältere Mann. «Fräulein», sagte er, «ich ha de Huet nu abzo, wils eso heiß isch.»

Und nun erinnerte ich mich plötzlich, daß ich den Herrn schon einmal in einem Büro der Steuerverwaltung gesehen hatte, wo er Vorsteher war.

Ich kann mich nicht erinnern, je einmal in solch schrecklicher Verlegenheit gewesen zu sein.

* * *

Und ich hab' sie ja nur an die Beine gezwickt

Es war während einer Abendunterhaltung des Töchterchores. Als junger Dirigent hatte ich eben meine ersten Lorbeeren eingeholst für die flotten gesanglichen Darbietungen meiner «Töchter», welche seit dem Frühling viel zahlreicher zur Probe erschienen als bei meinem ergrauten Vorgänger. Darauf war ich stolz. Mit sichtlichem Wohlgefühl stellte ich den mir aus Dankbarkeit überreichten Blumenstock aufs Klavier, wischte mir ein paar Schweißperlen von der Stirne und setzte mich nun unter die «Gewöhnlichen», um mich im zweiten Teil des Abends am Tanzen erfreuen zu können. Als besondere Belohnung gönnte ich mir heute sogar ein paar Gläschen Wein.

Man zollte mir weiterhin von allen Seiten Lob und Anerkennung. Einzig ein paar Bur-schen des Dorfes ließen mich unbeachtet. Offensichtlich war es aber der Neid, der sie zu dieser Reaktion trieb, denn sie konnten es nur schwer ertragen, daß sie heute nicht im Mittelpunkt des Interesses standen. Aber gerade ihre Haltung stärkte und erhöhte mein Selbstbewußt-

sein. Ich fühlte mich diesen Abend außergewöhnlich beglückt. In dieser gehobenen Stimmung mochte ich den Augenblick kaum erwarten, da ich meinen euphorischen Gefühlen im Tanzen etwas freieren Lauf gewähren konnte. Endlich setzte die Musik ein. Welch ein Glück für meinen Seelenzustand!

Bald füllte sich die Bühne mit wippenden Pärchen. Nun galt es, meine angeborene Schüchternheit zu überwinden. Ein, zwei, drei Schlücklein Weißwein, ein tiefes Atemholen, Krawatte zurecht gerückt und – aufgestanden! Ich wählte mir vorerst eine jüngere Partnerin, eine durch ihren schlanken Körperbau prädestinierte Walzertänzerin. Mit den letzten Rhythmen des Eröffnungsmarsches hatten wir uns eben gut eingetanz. Nun erklangen die ersehnten Walzermelodien, und schon drehten wir uns im Dreivierteltakt. Mein Herz schlug noch höher und noch freudiger. –

Da plötzlich, was mochte das wohl sein? An meinem rechten Unterschenkel lockerte sich etwas. Allmählich hatte sich der Sockenhalter gelöst und sein längeres Elastic-Band kam unter den Hosenstößen zum Vorschein.

Jetzt begann das entsetzliche Schauspiel. Immer wieder traten mir Tänzer auf den Gummibündel, spannten ihn einen kurzen Moment, um ihn dann mit voller Wucht gegen mein Bein schnellen zu lassen. Zwei-, dreimal zwickte der metallene Verschuß gegen meine Waden. Noch viel peinlicher wurde die Situation für mich, als auch meine Partnerin einige scharfe Hiebe abbekam und jeweils mit einem heftigen «Au» zur schmerzenden Stelle griff.

Inzwischen kamen wir, der Tanzrichtung folgend, unglücklicherweise an den vordern Rand der Bühne, und jetzt erreichte meine Verlegenheit ihren Höhepunkt, denn die vordersten Gäste im Saal bemerkten meine tragisch-komische Lage und brachen in schallendes Gelächter aus.

Mit feuerrotem Gesicht, schweißtriefend und diesmal in etwas weniger gehobener Stimmung trat ich von der Bühne ab.

* * *

«Wer recht in Freuden fahren will ...»

Mein Mann erkundigt sich in einem Hotel nach einem freien Zimmer, währenddem ich draußen auf und ab gehe. Er kommt mit dem Portier zurück und erklärt mir, daß im Hotel

selbst keine Zimmer mehr frei seien, in der Nachbarschaft aber über Privatzimmer verfügt werden könne; der Portier werde uns gleich hinführen. Zufälligerweise stehe ich in diesem Moment vor einem am Straßenrand parkierten Auto. Der Portier öffnet die vordere Wagentüre. Ich öffne meinerseits die hintere Türe und mein Mann und ich nehmen, uns wohligh zurücklehnend, im Fond Platz. Der Portier erklärt uns zu unserem Erstaunen, er besitze leider keine Fahrbewilligung.

In diesem Moment kommt ein Mann auf uns zu, gestikulierend und aufgeregt. Es stellt sich heraus, daß das, was ich für den Hotelwagen hielt, das parkierte Auto eines Dritten ist. Blutrot vor Verlegenheit steigen wir wieder aus und gehen zu Fuß von dannen. * * *

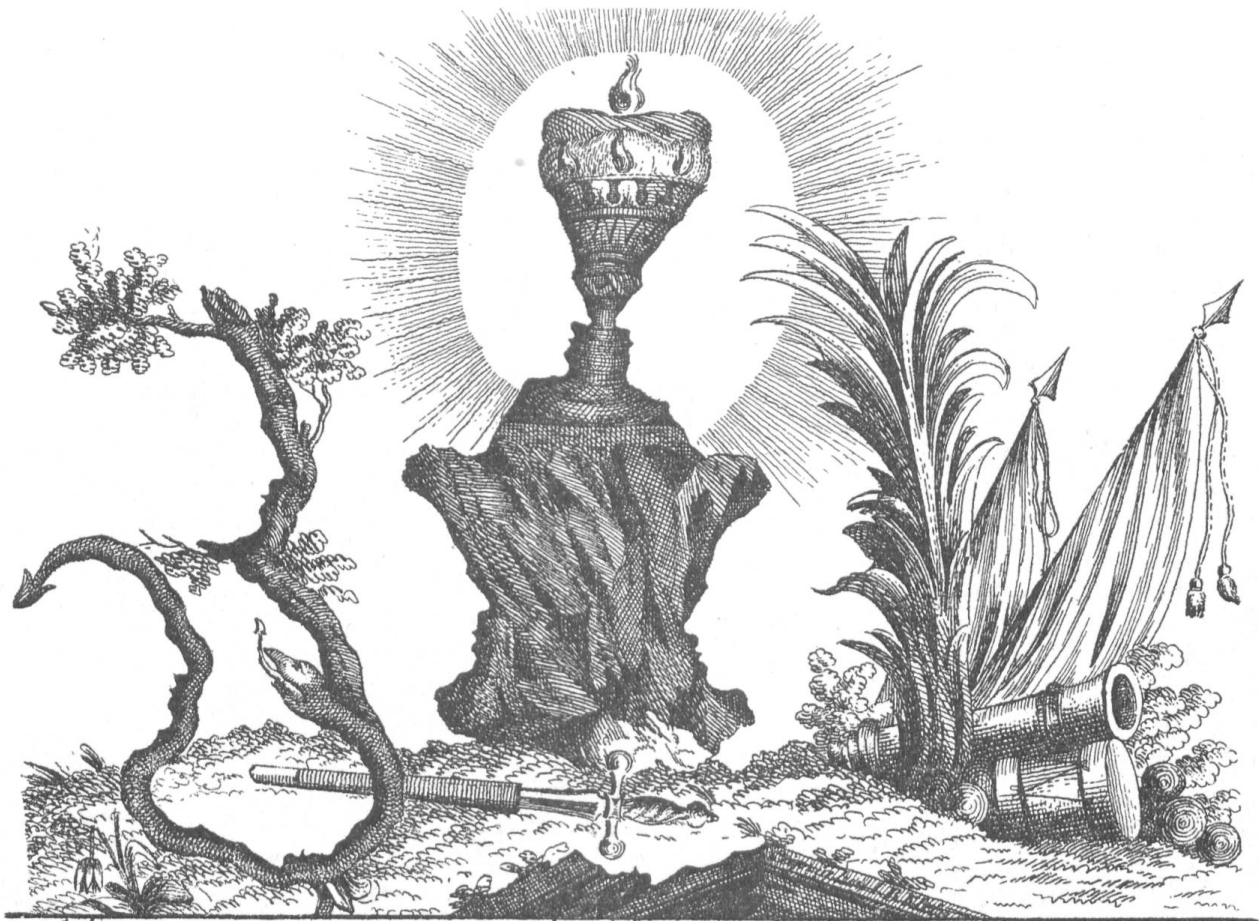
Dr. Faustus — eine Komödie

Wir Mittelschüler des Gymnasiums in B. führten alljährlich im kleinen Theater des Städtchens zum Abschluß des Schuljahres ein klassisches Drama auf. Diesmal kam «Dr. Faustus» von Richard Kralich an die Reihe. Mir wurde die Hauptrolle übertragen, worauf ich sehr stolz war.

Die Hauptprobe war ausgezeichnet verlaufen, was bekanntlich immer ein schlechtes Omen bedeutet. Da kam der Tag der ersten öffentlichen Vorführung, welcher traditionsgemäß alles beiwohnte, was irgendwie Rang und Namen im Städtchen hatte.

Ich trat also vor Beginn des ersten Aktes auf die «Bretter, die die Welt bedeuten» und

EIN VEXIERBILD



Acht verborgene Silhouetten von der größten Ähnlichkeit, von dem Kaiser Franz d. Kaisarin von Rußland, dem Kön. v. Preussen, dem König und der Königin von Frankreich, dem König von Pohlen, dem Kurfürst und der Kurfürstin von Sachsen.

harrte aufgeregt des großen Momentes, da sich der Vorhang langsam heben sollte und ich mit meinem Monolog beginnen könnte. Diesmal schien es mir aber eine Ewigkeit zu dauern bis zu diesem Moment, und ich benutzte die Frist noch schnell, um mit leidenschaftlichen Gesten und Bewegungen die Mimik zu üben, die meine ersten Sätze recht wirkungsvoll hätten begleiten sollen. Ich warf meine Hände in die Luft, griff bedeutungsvoll nach unsichtbaren Gegenständen und schnitt dabei die unmöglichsten Gesichter. Da begann es im Zuschauerraum zu kichern, zu hüsteln und zu scharren, und zuletzt erscholl, hauptsächlich von den hintersten Sitzreihen, wo meine nichtmitspielenden Mitschüler saßen, ein wahrhaft homerisches Gelächter. Mit Entsetzen bemerkte ich erst jetzt, daß der Vorhang bereits vor meinem Auftritt hochgezogen worden war. Ich hatte den ergötzten Zuschauern soeben ein Schauspiel großartigster Pantomime gegeben. Es ging nicht lange, bis ich mich wieder in meine Rolle fand, doch der erste Akt nahm, entgegen der Konzeption des Stückes, einen vorwiegend heitern Verlauf.

* * *

Fremde Völker und Sitten

Um unsern jungen amerikanischen Freunden eine Freude zu machen, nahmen mein Mann und ich sie auf einen Ball in Amsterdam mit. Die beiden, Anne und Donald, warteten ungeduldig, bis die Musik einsetzte, und sie tanzen konnten. Kaum ertönten die ersten Takte, erhoben sich alle Ballbesucher. Donald zog Anne hastig vom Stuhl auf: «Endlich, komm schnell...», und schon drehten sie sich selig nach der Musik. Nach ein paar Takten entdeckten Anne und Donald, daß sie mutterseelenallein in der Mitte des Parketts tanzten. Feierlich standen die übrigen Ballgäste den Wänden entlang: Unsere jungen Amerikaner hatten die Klänge der holländischen Nationalhymne für Tanzmusik gehalten!

* * *

«Ohnehin ist er der Faulste und Frechste»

Als Student konnte ich ein Examen nicht zur ordentlichen Zeit bestehen, weil ich Mili-

tärdienst zu leisten hatte. Um einen neuen Termin zu vereinbaren, fuhr ich während der Semesterferien zum Dekan, der die Ferien in seinem Landhaus im obern Baselbiet zubrachte. Er begrüßte mich sehr freundlich unter der Haustür und sagte, wir könnten die Angelegenheit eigentlich gerade während des Mittagessens regeln, ein Teller mehr sei rasch aufgestellt. Ich möge mich einen Augenblick gedulden, er werde mich bei seiner Gattin anmelden.

Er verschwand; gleich darauf hörte ich aus dem offenen Fenster eine aufgebracht Frauenstimme: «Nicht genug, daß dir der Langweiler deine Ferien stört; jetzt muß ich ihn auch noch beim Essen haben! Ohnehin ist er der Faulste und Frechste, und nun will er wieder diese Extrawurst!»

Ich wäre am liebsten in den Erdboden versunken, hauptsächlich deshalb, weil die Frau Professor nicht ganz unrecht hatte. Aber lächelnd kam der Dekan wieder zu mir und sagte: «Haben Sie's etwa gehört? Es ist nicht so schlimm; in der Küche scheint etwas nicht zu klappen. Sie können dennoch mit uns essen.» Ich folgte ihm ins Haus, aber gemütlich war's nicht.

* * *

Das Osterei

Unser Markus hatte zu Ostern von Tanten, Onkeln und Bekannten viele Eier, Osterhasen und Zuckerwaren erhalten. Zum Wohl seiner Zähne und seines Magens wanderten etliche Süßigkeiten rasch ins Buffet, unter anderem ein hübsch grün-violett gesprenkeltes Ei.

Einige Tage später besuchte uns Frau Merz mit ihrem Brigittli, um uns zu einem gemütlichen Hock einzuladen. Sie hatte es aber eilig und verabschiedete sich bald wieder. Ich rannte zum Buffet, um Brigittli etwas Süßes zu holen. Das grün-violett gesprenkelte Ei lag zuvorderst. Ich griff schnell danach.

«Sieh da, Brigittli, hast auch ein Eilein von uns; schön, gelt?» Brigittli bedankte sich brav. Seine Mutter stand daneben – merkwürdig still.

Heiß fuhr das Blut mir ins Gesicht: Ein paar Tage vorher hatten wir ein niedliches Päckli mit einem grün-violett gesprenkelten Ei und dem Kärtchen: «dem lieben Markus von J. und K. Merz» erhalten.

* * *

Der vollendete Kavalier

Damals war ich 18 Jahre alt und führte an einem schönen Sommertag meinen ersten Schatz ins Strandbad von M. Ich war ängstlich darum bemüht, in den Augen meiner Angebeteten als vollendeter Kavalier zu gelten, und da war es nichts als selbstverständlich, daß ich mich anerbote, einen währschaften Zvieri für uns beide zu spendieren. Als ich jedoch in der Ankleidehalle mein Portemonnaie holen wollte, stellte ich mit Schrecken fest, daß es abhanden gekommen war. Ich war verzweifelt. Was nun? Sollte es etwa in eine fremde Tasche gewandert sein? Es hingen noch mindestens zwei Dutzend Hosen in der Runde. Ich sah mich um: kein Mensch. Also los! Vielleicht würde ich Glück haben. Rasch entschlossen durchsuchte ich die Hosensäcke meines Nachbarn. In diesem Augenblick erhob sich auf dem Dach der Halle — es war ein Glasdach — ein unbeschreibliches Triumphgeheul: »mir hend en«, und von da an nahm mein Schicksal seinen unerbittlichen Lauf.

Ehe ich zur Besinnung kommen konnte, stürmte ein ganzes Rudel junger Leute in den Raum; ich wurde gepackt und dem ebenfalls anwesenden Badmeister übergeben. Vergebens versuchte ich, mich zu erklären, stotterte etwas von »verhängnisvollem Irrtum«, mußte aber bald einsehen, daß mir kein Mensch glauben wollte, und ließ mich schließlich, verfolgt von einer unübersehbaren Menge, in eine Einzelkabine einsperren. Die Lage war für mich fatal: wie sollte ich dem »rasenden Volk« begreiflich machen, daß die Aufpasser nur ein Opfer des Diebes, nicht aber den Dieb selbst gefangen hatten? Draußen versammelte sich das halbe Strandbad, aufgeregt schreiend und sich drängend, um durch den Spalt ob der Türe wenigstens einen Blick auf den Missetäter werfen zu können. Und natürlich fehlte es nicht an deutlichen Kommentaren.

Die Pein erreichte ihren Höhepunkt, als ich plötzlich die Augen meiner Liebsten durch den Spalt blicken sah. Es waren erschrockene, traurige Augen, welche stumm zu fragen schienen: »ist das nun mein vollendeter Kavalier?« Nur mit größter Mühe würgte ich die Worte: »es wird sich alles aufklären« heraus. Ich hätte in den Erdboden versinken mögen.

Ich weiß nicht genau, wie lange damals die Pein dauerte. Für mich war es eine Ewigkeit und daher eine Erlösung, als ich vom Ortspoli-



Mein Göttikind, das Heidi, durfte mit der Klasse in den »Wilhelm Tell«. Als die bildungshungrige Jugend das Schauspielhaus stürmte, wurde ihr das kleine goldene Armbandkettchen, ein Geschenk von mir, abgestreift. Es fiel zu Boden. Alles, was es schließlich noch retten konnte, waren fünf Kettenstückchen von je drei (geschlossenen) Gliedern.

Das untröstliche Heidi brachte die Überreste zu mir. Ich suchte damit einen Goldschmied auf, einen alten Schulkameraden, und fragte ihn, was es kosten würde, die Kettenstückchen wieder zusammenzufügen.

Erstens hätte mir der Goldschmied lieber ein neues Kettchen verkauft, und zweitens wußte er, daß ich im Rechnen nie die gleich guten Noten wie im Aufsatz hatte. »Ich berechne 50 Rappen für das Öffnen und 50 Rappen für das Schließen eines Gliedes«, antwortete er.

»Also vier Franken«, sagte ich nach längerer Überlegung zögernd.

»Nein, drei Franken«, erwiderte der Goldschmied spöttisch.

Frage: Wie kam der Goldschmied auf diesen Betrag?

Auflösung siehe Seite 65

zisten abgeholt und zum Verhör auf den Posten gebracht wurde, wo ich den Sachverhalt in aller Ruhe darstellen konnte.

* * *

Vom Winde verweht

Ich war jung verheiratet. Da mein Mann wieder in den Aktivdienst einrücken mußte, reiste ich zu meinen Eltern heim.

Ich mußte für Mama Einkäufe besorgen und kam so auch zu unserem Metzger. Er bediente mich freundlich und meinte dann: «Ich weiß einfach Ihren Namen nicht mehr. Wie heißen Sie jetzt?» Ein peinlich langes Schweigen – plötzlich wußte auch ich meinen «neuen» Namen nicht mehr! – er war wie weggeblasen, und dazu stand die ganze Metzgerei voller Leute.

* * *

Blüten im Staub

Vor einigen Jahren kehrte ich jeweils am Samstagabend von meinem Arbeitsort im Zürcher Unterland ins Elternhaus an den Zürichsee heim. Die Zeit zum Umsteigen im Hauptbahnhof Zürich war sehr knapp, doch trennte glücklicherweise nur ein Dienstperron die beiden Züge. Da lag es nahe, daß ich jeweils die verbotenen Sprünge zwischen den Gepäckwägelchen hindurch wagte, um nach wenigen Sekunden im Churer Zug meinen Platz belegen zu können.

Als ich wieder einmal im soeben einfahrenden «Schaffhauser» den schmalen Seitengang eines Drittklaßwagens durchschritt und mich anschickte, auf die verbotene linke Ausgangstüre zuzuschreiten, folgte gleich hinter mir eine Dame, einen Koffer in der rechten und einen mächtigen Gladiolenstrauß in der linken Hand. Nicht ahnend, daß auch andere Reisende mit derselben Absicht den unerlaubten Weg einschlagen könnten, warf ich schnell abspringend die Wagentür hinter mir ins Schloß. Ein erschreckter Aufschrei im selben Augenblick riß mich unwillkürlich herum. Da wäre ich allerdings am liebsten vom Erdboden verschwunden; denn rauschend flockte die zarte Blütenpracht des Gladiolenstrausses, abgeschlagen von der zuschnellenden Türe, vor mir auf den Boden, während oben hinter dem Fensterchen ein entsetztes Gesicht auf die armseligen, in der Hand verbliebenen Pflanzenstummel niedersah.

Der abfahrende Churer Zug, von dem aus ich noch auf die Bescherung blickte, entführte mich der peinlichen Situation und enthob mich der Frage, ob ich mich entschuldigen oder den Schaden vergüten sollte.

* * *

«Ne regardez pas!»

Es war während der Zeit, wo man jeden Abend seine Verdunkelungsvorhänge über die

Fenster hätte hängen sollen. Ich arbeitete damals als sogenannte Hotel-Sekretär-Volontärin in einem kleineren Hotel in Lausanne.

Eines Abends (ich hatte vergessen, den schwarzen Vorhang vor mein Fenster zu hängen und stand bereits im tiefsten «Negligé» vor dem Lavabo) wurde kräftig an meine Zimmertüre geklopft und im selben Moment auch schon aufgemacht. Ich hörte, zur Bildsäule erstarrt, den Nachtportier rufen: «Obscurcir, s'il vous plaît!»

Im ersten Impuls kreischte ich zurück «Ne regardez pas!» Die Türe war schon bereits wieder zugefallen, ohne daß der Portier auch nur hingeguckt hatte. Doch als er meine Worte hörte, machte er kehrt, öffnete die Türe nochmals und streckte nun seinen Kopf voll und ganz zu meiner Türe hinein. Nun wäre ich wirklich am liebsten in den Erdboden verschwunden!

* * *

Der stramme Gruß

Es ist an einem Sonntagabend, im Aktiviendienst, in einem bekannten Kurort. Ich sitze als Aspirant in einem renommierten Kaffee und schreibe. Da die Zeiger der Wanduhr im Begriffe sind, eine senkrechte Gerade zu bilden, brechen die wenigen Soldaten auf, um das beliebte Kaffee complet, aus dem das Abendessen im Dienst meistens besteht, nicht zu verpassen. Nur noch ein großer und fester, martialischer Uniformierter bleibt sitzen. Da er die Zeitung liest, kann ich den Grad nicht erkennen. Dem Aussehen nach wird es ein Major oder Oberst sein.

Bald schicke auch ich mich zum Aufbruch an. Sorgfältig ziehe ich meine Mütze und Handschuhe an. Nach ein paar festen Schritten bleibe ich in der Mitte des geräumigen Kaffees stehen und mache eine rassige Achtungstellung, wie es sich für einen Aspiranten geziemt. Der vermeintliche Major blickt erstaunt auf und nickt dann freundlich. Ich aber kann nicht verhindern, daß mir das Blut in den Kopf schießt, denn erst jetzt sehe ich, daß es ein Privatchauffeur in Phantasieuniform war, den ich so stramm begrüßt hatte. Was die Sache noch peinlicher macht ist der Umstand, daß eine ganze Anzahl Gäste den Vorfall bemerkt haben und in schallendes Gelächter ausgebrochen sind.

* * *

für die Kinder oder Enkel ein paar Lampions und läßt einige Raketen steigen. So aber ist es nicht gemeint.

Besonders gelitten hat unter der Wiedererstarkung der Familie die Freundschaft.

«Ohne Freundschaft wäre das Leben wertlos», haben wir seinerzeit im Lateinunterricht übersetzt. Noch die Stammbücher des 18. und 19. Jahrhunderts waren der Lobpreisung der Freundschaft voll.

*«Freund, die Ferne bricht,
wahre Freundschaft nicht.
Laß uns also warm und rein
ewig, ewig Freunde sein.»*

Solche Verse findet man auch heute noch gelegentlich in den zur Kindersitte hinabgesunkenen Albums. Aber sie werden nicht mehr ernst genommen. Unzählige Zeitgenossen wissen heute gar nicht mehr, was Freundschaft heißt.

So erfreulich die Wiedererstarkung der Familie ist, so darf sie doch nicht dazu führen, die Familienglieder von den Mitmenschen zu trennen.

Aus der schlechten alten Zeit

EINES wegen der banalen, aber wegen der leicht zu singenden Melodie beliebtesten und gleichzeitig dümmsten Lieder, die wir haben, ist jenes, das mit den Worten beginnt: «Wo Berge sich erheben.»

Besonders grotesk ist die zweite Strophe, in der uns mitgeteilt wird:

*«Schallt Kriegsgeschrei vom Tale,
Der Älpler drob erwacht.
Er steigt vom hohen Walle*

*und stürzt sich in die Schlacht,
tralala, tralala, tralala, lala»*

Der Dichter dieses Werkes, G. J. Laib, ein ehemaliger württembergischer Lehrer, hat für diesen Beitrag zur schweizerischen Dichtung im Nationalpark ein Denkmal erhalten.

Daß der Verfasser der «Wacht am Rhein», Max Schneckenburger, auch ein Deutscher war, ist weniger merkwürdig, wohl aber, daß er dieses Gedicht schrieb, als er bereits seit langem in der Schweiz ansässig war, und zwar als Teilhaber der Firma Schnell & Schneckenburger, in Burgdorf. Besonders bemerkenswert ist aber, daß der Liederkranz Burgdorf damals – in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts – die «Wacht am Rhein» beinahe wöchentlich mit großer Begeisterung sang. Das geschah nicht etwa aus Sympathie mit Schneckenburger, von dessen Autorschaft man nichts wußte, sondern es war ein typischer Ausdruck der unvorstellbaren geistigen Überfremdung, an der unser Land damals litt.

Es war auch ein Ergebnis dieser Überfremdung, daß zahlreiche alte schweizerische Ausdrücke durch reichsdeutsche ersetzt wurden. So wurde aus der Fasnacht ein Fasching, und zwar nicht nur in Zürich, sondern auch in Basel.

So heißt es in einem Basler Fasnachts-Zettel von 1890:

*«In Basel het's viel Mucker und au viel frommi Lit,
Die schimpfe voller Ärger uf uns'ri Faschingszit;
's verderb die guete Sitte und g'hör ins Haidethum:
Dä übertribe Ifer isch's reinsti Gaudium.»*

Heute dürfte niemand wagen, in Basel von einem Fasching zu reden. Das Wiederauftauchen des Wortes Fasnacht ist ein interessantes Beispiel dafür, daß auch Worte, die außer Gebrauch gekommen sind, wieder auferstehen können, wenn eine entsprechende Gesinnungsänderung vor sich geht.

Da musste ich lachen . . .

Am Morgen nach einem fröhlichen Kompagniefest wurde ich mit der folgenden Zeitmeldung geweckt: «Herr Haupme, Kompanie-Zyt: null siebe null null, aber Sie müend gottlos pressiere, es isch scho halbi achti!»

H. A. in L.

Foto: B. Ryffel

Kleinod zwischen zwei Umschlaghallen
(Basler Rheinhafen)